

Viele bauen Häuser – wer baut die Stadt?

TILO RICHTER

Architektur betrifft alle. Ein Kommentar u.a. zum Bläsiring 124.

Architektinnen und Architekten verstehen ihren Beruf nicht selten als künstlerische Arbeit, als Baukunst. Aber: Im Unterschied zur Tätigkeit eines bildenden Künstlers oder einer Filmemacherin wirkt Architektur nahezu immer im öffentlichen Stadtraum. Das Bild unserer Stadt geht uns folglich alle an, weil wir täglich mit ihm konfrontiert sind – nicht nur in unserer eigenen Wohnung, sondern auch auf dem Weg zur Arbeit, im Büro und in der Freizeit. Die Stadt ist die Bühne ihrer Bevölkerung. Fraglos erwächst den ArchitektInnen aus dieser Konstellation eine besondere Verantwortung für die Gemeinschaft, worüber seit der Antike reflektiert wird.

Nun kann man auch in Basel zahlreiche Exempel heranziehen, die vom ge- und misslungenen Weiterbau der Stadt berichten. An einem 2012 fertig gestellten Neubau entzündeten sich schon Diskussionen, bevor der erste Handwerker kam. Eines von drei nebeneinander erhaltenen Arbeiterwohnhäusern von 1872 sollte für einen ursprünglich fünf-, nunmehr sechsgeschossigen Neubau abgerissen werden. Auf eine Petition zur Unterschutzstellung der drei Bauten ging die zuständige Kommission nicht ein. Der Neubau kam

Das Wohnhaus Bläsiring 124 von Buchner Bründler Architekten erhitzt die Gemüter, Foto: Ruedi Walti



gegen den Widerstand des Quartiers zustande, was baurechtlich einwandfrei, in der Umsetzung jedoch zweifelhaft ist. Es soll und kann hier nicht die Frage beantwortet werden, welche gestalterischen Qualitäten das Gebäude Bläsiring 124 aufweist. Vielmehr soll hinterfragt werden, ob diese Architektur den richtigen Ort gefunden hat oder der Ort nur für eine Idee herhalten musste.

Keine Stadt ohne Nachbarn. Interessant, aber nicht so offenkundig ist, dass mit dem Neubau eines sechsgeschossigen Wohnhauses nach Abbruch eines zweigeschossigen nicht zwangsläufig eine Verdichtung der Stadt erreicht wird. Das statistisch belegte Mehr an Wohnraum pro Person (derzeit durchschnittlich rund 50 Quadratmeter) führt insbesondere in den Städten zu einer Pseudoverdichtung, weil die Wohnfläche (und mit ihr der Ressourcen- und Energieverbrauch) im Vergleich zur Bevölkerungszahl überproportional zunimmt. Die Stadt wird enger, nicht ihre Bevölkerung dichter.

Soziales Leben funktioniert nur in einem von gegenseitigem Respekt geprägten Nebeneinander. Das betrifft die Menschen ebenso wie die gebaute Umwelt. So simpel diese Prämisse scheint, so schwer tun sich manche Bauleute, eben jenen Respekt nötigenfalls aufzubringen. Dabei erfordert bei weitem nicht jeder Bauplatz ein gesteigertes Mass an Empathie und Bescheidenheit. Bestimmte Stadträume rufen geradezu nach einer Neudefinition – mitunter auch, um städtebauliche Wunden oder Sünden früherer Generationen zu heilen. Man schaue etwa auf die Heuwaage, einen innerstädtischen Ort, dessen Charakter mit dem Solitär des Ozeaniums neu definiert werden wird. Auch der Abriss älterer Gebäude und die Neuformulierung von Baumassen ist städtebauliche Normalität. Das Kaufhaus Rheinbrücke (heute Manor) an der Greifengasse hat vor 80 Jahren als Baukörper viele kleinteilige Strukturen verdrängt, besticht aber durch seine grossstädtische Haltung und neue Funktion. Dass auch grobe Fehler zur Stadtplanung gehören, wissen wir nicht erst seit dem radikalen Umbau der Aeschenvorstadt zur (halben) Verkehrsachse, die jetzt wieder zum Boulevard zurückgebaut werden soll.

Der Geist des Ortes. Der oft beschworene *«genius loci»* mag hie und da ein übersteigertes Charakteristikum für Stadtorte sein, von dem bei genauer Analyse nur wenig übrig bleibt. Gleichwohl wird das Gesicht einer Stadt geprägt von gewachsenen Strukturen und Situationen, die sich – im Guten wie im Schlechten – bildhaft ins kollektive wie individuelle Gedächtnis einprägen. Es geht in dieser alten Debatte wohl gemerkt nicht darum, Basel nicht gross denken zu wollen oder zu können. Ebenso wenig geht es um das dogmatische Konservieren des Vorhandenen bei gleichzeitigem Verhindern des Neuen. Jede Zeit schreibt sich auf ihre Weise ins Stadtbild ein. Im besten Fall tut sie das auf Augenhöhe mit dem Bestand, mit Sensibilität für den Kontext und mit einer charakteristischen Architektursprache. Wer den (hier als eines von vielen Beispielen herangezogenen) Neubau am Bläsiring genauer betrachtet, erkennt dessen architektonische Sprache ebenso wie seine städtebaulichen und sozialen Unzulänglichkeiten.